

## Rolf Zerfaß Die menschliche Situation des Priesters heute

*Der folgende Beitrag führt Anliegen weiter, die Zerfaß schon in mehreren vorausgehenden Artikeln behandelt hat (vgl. die Anmerkungen): wie wir als Christen und wie insbesondere auch Priester aus den Störungen und Belastungen der gegenwärtigen Situation herausfinden zu einem wirklich menschlichen Leben, das die Liebe Gottes und das Beispiel Jesu widerspiegelt. Auch wenn die Ausführungen zunächst vor Priestern gehalten wurden\*, gilt die Einladung zur Besinnung auf unsere Verstrickungen und zur Umkehr für jeden Christen, besonders auch für jene von uns, die als Pastoralassistenten/-innen, Diakone, Referenten usw. im Dienst der Kirche und der Sendung Jesu stehen.*

*red*

Vor einiger Zeit haben wir auf einer Tagung mit Chefarzten, Verwaltungsdirektoren und Pflegedienstleitern einer Schwesterngenossenschaft überlegt, wie wir als Christen die Probleme des modernen Krankenhauses angehen könnten. In der Kleingruppe erzählte dann ein Oberarzt, etwa 40 Jahre alt, von dem Streß, dem er sich Tag für Tag in der Chirurgie ausgesetzt sieht: Stationsbesprechung, Visite, OP, Ambulanz. Dann sagte er: „Ein Jahr vor meinem Abitur, als mein vielbeschäftigter, tüchtiger Vater mich wieder einmal wegen meiner schlechten Noten und meines genüßlichen Lebenswandels zur Rede gestellt hatte, habe ich ihn, um ihm zu demonstrieren, wie wenig mich sein Lebensstil überzeugte, gefragt: Vater, kannst du dich denn in den letzten zehn Jahren an irgend etwas Außergewöhnliches erinnern? Ich muß ihn voll auf dem falschen Fuß erwischt haben: Ihm fiel überhaupt nichts ein! – Inzwischen geht es mir schon genauso.“ Ich denke, dieses Eingeständnis beleuchtet eine Spannung zwischen Beruf und Leben, die wir sehr gut kennen und die wir viel zu schnell – wie dieser Arzt heute und sein Vater damals – zugunsten unseres beruflichen Engagements auflösen zu können. Aber der Arzt, der nur noch arbeitet, nicht mehr lebt, wird auf Dauer nicht nur seine Frau und seine Kinder enttäuschen, sondern auch seine Patienten.

### 1. Das Gewicht des Themas

Das gilt auch (und mit noch mehr Gewicht) für uns in unserem Beruf als Bischof, Pfarrer, Kaplan, Hochschullehrer: unsere menschliche Situation ist nicht ein Bereich neben oder am Rand unseres beruflichen Auftrags, sondern ein inneres Element unserer Berufung, weil unsere Berufung ein inneres Element unserer menschlichen

\* Der Beitrag ist eine gekürzte Fassung eines Vortrages, den Zerfaß auf dem ersten Priestertag des Bistums Trier am 28. März 1984 in Trier gehalten hat.

Situation ist. Denn unsere Sendung zielt nicht auf irgendeine „große Sache“, sondern auf die Menschwerdung der Menschen. Im Tedeum sagen wir von dem, in dessen Sendung wir uns hineinnehmen ließen: „Du bist Mensch geworden, den Menschen zu befreien.“ Wozu? Zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, wie sie uns von Anfang an zgedacht war; wie sie in dem Menschen Jesus unverschattet und unverbogen offenbar geworden ist (2 Kor 3, 17; 4, 6). In seiner Menschlichkeit, in seinem Gesicht, in seiner wunderbaren Freiheit hat sich uns die Herrlichkeit Gottes erschlossen. Weil er in seiner Menschlichkeit das Ursakrament und der Maßstab für alles Leben der Kirche ist, ist „die menschliche Situation des Priesters heute“ kein Randthema, sondern ein Thema von hohem theologischen Rang. Denn es geht um die Frage, ob Gott durch uns in dieser Welt zugänglich gemacht oder verstellt wird, ob wir durch unsere Menschlichkeit zum Glauben einladen oder vom Glauben abraten.

## 2. Symptome

Beginnen wir also zunächst damit, einige Beobachtungen zusammenzutragen, die symptomatisch sind für Störungen und Belastungen der menschlichen Situation des Priesters heute.

### 2.1 Gegenwind

Mehr als früher leiden heute viele Priester unter der Erfolglosigkeit ihres Tuns. Die Auseinandersetzung mit dem Mißerfolg war zwar immer ein Thema priesterlicher Existenz, aber neu ist die Härte, mit der uns vor Augen geführt wird, daß wir am kürzeren Hebel sitzen. Wir können für den Sonntagsgottesdienst investieren, was wir wollen: der fahrbare Untersatz, der Ausbau der Naherholungsgebiete, der Rhythmus von Arbeitswoche und Wochenende unterlaufen alle pastoralen Bemühungen um die Rettung des Sonntags; denn sie zerstören die Bedingungen der sonntäglichen Eucharistiefeyer in der Gemeinde. Oder betrachten wir die Entwicklung auf dem Mediensektor: Gleichgültig, ob wir für oder gegen ein Engagement der Kirche in den neuen Medien sind – der Ausbau der Medien als solcher wird zu einer Veränderung des Bewußtseins führen, die die elementaren Fähigkeiten zu religiöser Erfahrung und religiösem Engagement zerstören. Wenn wir als Kirche in die Medien einsteigen, bleiben wir zwar für den Augenblick am Ball, schaufeln uns aber langfristig das eigene Grab, denn wir verstärken die passivische, konsumistische Haltung, in die die moderne Gesellschaft den Menschen in seiner Freizeit hineindrängt.

Die heutige Priestergeneration treibt Seelsorge nicht mehr im Aufwind der Nachkriegsära, sondern im Gegenwind globaler gesellschaftlicher Entwicklungen, die die

Basis religiösen Lebens zu zerstören scheinen. Das Profitdenken, das ökonomische Kalkül breitet sich aus dem Bereich der Wirtschaft wie ein Parasit in immer mehr gesellschaftliche Räume hinein aus<sup>1</sup> und zerfrißt alles, was es dort findet: die menschlichen Beziehungen, die gewachsenen religiösen Traditionen, die Atmosphäre eines Dorfes, das Gesicht einer Landschaft. Diese ökonomische Mentalität kennt nur eine Frage, ein Kriterium: Was bringt's? Was bringt's, Kinder zu haben? Was bringt mir diese Freundschaft? Was bringt mir der Glaube?

Trotzdem geben wir natürlich noch nicht gleich auf. Besonders die mittlere Generation der Priester scheint eher mit äußerstem Einsatz zu reagieren: Jetzt erst recht! Und damit produziert sie das zweite Symptom: eine so in der Seelsorge bisher nie gekannte Betriebsamkeit.

## 2.2 Betriebsamkeit

Die Ordinariate marschieren voran. Kein Sektor der Seelsorge hat in den letzten 20 Jahren eine so rasante Entwicklung durchgemacht wie die mittlere Seelsorgeebene. Sicher war dort eine Reorganisation besonders dringlich, sollte die Kirche ihre Aufgaben in der immer komplexer werdenden Gesellschaft überhaupt noch erfüllen. Man hat Pfarrstellen eingespart, Pfarrverbände konzipiert, kategoriale Seelsorge eingerichtet, Regionalbüros geschaffen, Medienpakete bereitgestellt. Alles im einzelnen sehr nötig und nützlich, aber mit einer beklemmenden Arglosigkeit hinsichtlich der Grundsatzfrage, welchen Preis man eigentlich bezahlt, wenn man das seelsorgliche Handeln den Gesetzmäßigkeiten des modernen Marktes unterwirft<sup>2</sup>. Zielgruppenarbeit schön und gut; in einer komplexen Gesellschaft, in der die Menschen nicht mehr im traditionellen sozialen Verbund leben, sondern nur mehr als Systemteilnehmer gefragt sind, ist ein auf diese Subsysteme zielendes Angebot der Kirche unverzichtbar: ein Angebot für die Abiturienten, die alleinerziehenden Mütter, die Gehörlosen, die Touristen, die katholischen Akademiker. Das Problem besteht aber darin, daß die Zielgruppenarbeit die Gettobildung, zu der die komplexe Gesellschaft tendiert, nicht durchbricht, sondern kirchlich fortschreibt. Eine Alternative käme erst zustande, wenn es der Kirche gelänge, die alten Menschen und die Kinder wieder so aufeinander zuzuführen, daß sie sich gegenseitig zum Leben ermutigen!

Die Bedächtigeren unter uns setzen auf den Terminkalender: Alles eine Frage der Absprache, der langfristigen Organisation! Wir gewöhnen uns an, Termine wahrzu-

<sup>1</sup> F. X. Kaufmann, Kirche begreifen. Analyse und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums, Freiburg 1979.

<sup>2</sup> Vgl. M. Josuttis, Der Pfarrer und der Erfolg, in: Theologie und Handeln, hrsg. v. Ottmar Fuchs, Düsseldorf 1984, 164-176.

nehmen, und außer Terminen nehmen wir fast nichts mehr wahr: nicht die traurigen Augen einer Mitarbeiterin; nicht das leichte Zögern in der Stimme eines Kranken, das uns sagen könnte, daß das Eigentliche noch gar nicht ausgesprochen ist; nicht den Jungen, der ein wenig abseits steht, weil er sich nicht traut.

Wir sind nicht mehr zu haben, wenn man uns braucht, sondern frühestens Ende nächster Woche, beim besten Willen. Selbst der Heilige Geist hat vor Ende nächster Woche nicht die geringste Chance.

Ich will nicht davon reden, was wir mit diesem modernen Seelsorgsstil den Menschen antun. Es ist schlimm genug, was wir uns selber antun: Unser Leben gerät uns unter der Hand zu einer permanenten Aufarbeitung unserer Termine.

### 2.3 Kooperationsprobleme

Ein weiteres Symptom sind die enormen Reibungsverluste im Kontakt zwischen Priestern und Laien, Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen. Obwohl inzwischen eine neue Generation von Priestern herangewachsen ist, die weltoffener erzogen wurde, mehr Berührungschancen hatte, mehr Bewegungsfreiheit im Umgang mit der modernen Welt, mehr Begegnungschancen im Umgang mit Frauen, gibt es weiterhin eine unerhörte wechselseitige Frustration zwischen Priestern und Laien an der Basis. Woher kommt das?

An der Theologie kann es nicht liegen (wenn es je an ihr lag): Wir besitzen eine Ekklesiologie, die die Kirche nicht mehr vom Amt her versteht, sondern das Amt als einen Dienst im Ganzen des Gottesvolkes; wir haben Gremien der Mitverantwortung auf allen Ebenen eingerichtet und konnten viele neue pastorale Mitarbeiter gewinnen. Aber das hat alles nicht dazu geführt, daß wir uns in der Arbeit leichter tun, sondern – so klagen die Priester einerseits und die Laien andererseits – alles ist irgendwie aufreibender geworden. Unendlich viel Zeit und Energie wird mit Abwehrmanövern verschwendet, in zermürbenden Argumentationsketten, warum nicht geht, was der andere gerade im Sinn hat.

Zwischen den Priestern selber klappt die Zusammenarbeit (Ausnahmen immer eingerechnet) nicht viel besser, nur können die sich besser aus dem Weg gehen; und je weniger Priester es gibt, um so geringer werden die Reibungsflächen.

Wie können sich Menschen guten Willens so blockieren?

Ich vermute, daß eine Hauptursache der Unwilligkeit zur Kooperation aus der Angst erwächst, am Ende der Ge-lackmeierte zu sein, d. h. noch mehr belastet zu werden. Das ist einfühlbar, nur sind die Folgen fatal: die Abwehr fremder Vorschläge treibt mich in eine noch größere Iso-

lation, vor allem menschlich. Was von mir aus Notwehr ist, wird von den andern, weil ich die wahren Gründe meist nicht ausspreche, als blanke Obstruktion erlebt, als Mißachtung ihres Engagements, als die Sturheit dessen, der am längeren Hebel sitzt; das sind Kränkungen, die ehrenamtliche Mitarbeiter nicht hinzunehmen bereit sind und die bei den hauptamtlichen dazu führen, daß jeder vor allem seinen eigenen Verantwortungsbereich zu etablieren sucht, damit er dort ungestört vor sich hinwurschteln kann.

Eine andere Wurzel der Kooperationschwierigkeiten dürfte unser Perfektionismus sein: Nur wenn ich es selber mache, bin ich sicher, daß es ordentlich gemacht ist; schließlich habe ich ja die Verantwortung, die „letzte Verantwortung“. Wir durchschauen nicht, daß solcher Perfektionismus eine Gestalt der Angst ist: Wir versuchen alles unter Kontrolle zu behalten, damit das Chaos uns nicht überflutet. Die Angst macht uns rigide, sie macht uns auf eine ganz neue Art autoritär: nicht mehr auf Grund eines dogmatischen Führungsanspruches, sondern aus Verzweiflung. Daher bekommt vieles von dem, was wir tun, Verhütungscharakter: Wir ahnen die Folgekosten, die jeder Vorschlag aus dem Pfarrgemeinderat mit sich bringt und versuchen, dem Übel schon im Vorfeld zu wehren.

#### 2.4 Emotionale Verarmung

Das Heißlaufen im System unserer Psyche hat auch damit zu tun, daß die Ausgleichsventile nicht mehr funktionieren, die der menschliche Organismus bereit hält, um den Streß zu vermeiden. Viel Arbeit ist in sich ja noch kein Streß. Streß entsteht erst, wenn den Leuten ihre Arbeit keinen Spaß mehr macht, genauerhin: wenn die Phasen der Anspannung nicht mehr durch Phasen der Entspannung abgelöst werden, weil die natürlichen, in den Organismus eingebauten Regenerationsventile versagen: das vegetative Nervensystem, der Schlaf, die regulative Macht des Emotionalen<sup>3</sup>.

Daß wir hier als zölibatär lebende Menschen unsere Probleme haben würden, hat man uns vor der Priesterweihe nicht verschwiegen; aber jeder von uns muß doch in jedem weiteren Lebensjahrzehnt neu realisieren, was das genau für ihn bedeutet. Niemand von uns konnte sich mit 25 Jahren vorstellen, wie erschöpft man mit 40 Jahren sein kann und was es dann bedeuten würde, einen Partner neben sich zu haben, der sagt: Wir finden einen Ausweg. Diesen Partner nicht zu besitzen, solche Tiefs allein durchstehen zu müssen, ist bitter. Dabei ist es noch der

<sup>3</sup> A. v. Eiff (Hrsg.), Streß, Stuttgart 1980.

günstigere Fall, wenn der Schmerz blank hervortritt, an der Stelle, wo ich leide. Viel schwieriger wird alles, wenn ich mir den offenen Schmerz gar nicht mehr gestatten kann, weil ich mich von meiner eigenen Emotionalität schon viel zu sehr abgeschnürt habe. Meiner Bedürftigkeit nach Wärme und Anerkennung bleibt dann nämlich nur noch der Ausweg, sich zu maskieren. Was dann meine Mitmenschen als irrationale Arbeitswut, irrationale Empfindlichkeit, sinnlose „Motorik“ an mir erleben, ist kein Ausdruck von Kraft, sondern von Elend. Irrational ist z. B. die Empfindlichkeit, wenn die Heftigkeit unserer Reaktion in keinem Verhältnis steht zu dem Anlaß; wieviel theologische Rechthaberei, wieviel aggressive Ungeduld mit Mitarbeitern, Jugendlichen, selbst Kindern hat hier ihre Wurzel? Hier spätestens wird sichtbar, wie wenig die menschliche Situation des Priesters von seinem beruflichen Wirken zu trennen ist: Unser ganzes Tun und Reden ist durchflutet von untergründigen emotionalen Impulsen – wie bei jedem Menschen.

Die meisten Konflikte im Alltag, vor allem die immer wiederkehrenden, zermürbenden Reibereien, hängen damit zusammen, daß wir die Tiefendimension in uns nicht kennen, daß wir nicht zulassen können, was da an Bedürfnissen nach Anerkennung, Selbstdarstellung, Machtausübung, was da an Angst vor Nähe, an Angst vor Distanz in uns wirksam ist. Mit wem sprechen wir über diesen verborgenen Bereich in uns? Wer räumt uns ein, daß dies alles sein darf?

Die Defizite im emotionalen Bereich sind sicher kein neues Thema priesterlicher Existenz. Aber sie verlangen heute eine erhöhte Aufmerksamkeit, weil eine Menge anderer Stützen weggebrochen sind. Ich nenne nur das Pfarrhaus. Bei aller Einschränkung war das ja, solange neben der Haushälterin noch eine alte Mutter und ein Dienstmädchen und vielleicht ein Kaplan dazu gehörten, ein Milieu, in dem sich menschlich etwas abspielte, ein Beziehungsgeflecht mit Sympathien und Konflikten, wie es zu jedem echten Zuhause gehört. Was verändert sich für die menschliche Situation des Priesters, wenn in diesem großen Pfarrhaus nur noch die alte Mutter herumkutschiert oder wenn die Haushälterin von der Zugehfrau abgelöst wird? Ich wünschte manchmal, die Priester könnten zuhören, wenn im Pastoralkurs das Thema Pfarrhaus an der Reihe ist.

## 2.5 Stagnation

Als ich selber noch nicht zum Priester geweiht war (ca. 1959), traf ich den damaligen Pfarrer von Rhöndorf, den Pastor Konrad Adenauers, einen Mann zwischen 60 und 70 Jahren. Er war ein bißchen eigen, aber irgendwie im-

ponierend, und so fragte ich ihn: „Stimmt es eigentlich, daß man lebenslang so bleibt, wie man im Seminar war?“ Der alte Pastor antwortete: „Das ist Quatsch! Ich habe in meinem Leben noch ganz entscheidende Veränderungen durchgemacht.“ Ich war damals noch zu jung und zu brav, um zu fragen, welche Veränderungen zum Beispiel. Die Antwort hat mir genügt. Inzwischen ist mir klar, warum die andere These, man bleibe lebenslang der, der man im Seminar gewesen war, so destruktiv und deprimierend auf mich gewirkt hatte: weil diese These uns auf unsere Vergangenheit festlegt, statt uns „Zukunft und Hoffnung zu geben“ (Jer 29, 11). Inzwischen bin ich mir darüber im klaren: wer in dieser Weise den andern fest schreibt, ist selber tot.

In den letzten 30 Jahren ist sicher viel dogmatische Starre und moraltheologische oder kirchenrechtliche Fixierung in unseren Reihen zurückgegangen, aber sind wir dadurch lebendiger, mutiger, origineller, farbiger geworden? Oder haben wir die dogmatische Starre nur deshalb abgelegt, weil bereits ein neues Korsett bereitstand: das bürokratische Modell des Amtsträgers?! Wir haben so viel berufliche Kontakte, daß wir den Risiken einer persönlichen Begegnung nicht mehr ausgesetzt sind; wir haben so viel von Amts wegen zu entscheiden und zu verwalten, daß wir gar nicht mehr merken, wie entscheidungsscheu, wie taktierend wir uns in den einfachsten Lebensfragen verhalten, wie ungeübt wir sind im Verarbeiten von Querschlägen, im Akzeptieren von Kompromissen, im Tolerieren von Inkonsequenzen. Das bürokratische Amtsverständnis erspart uns die Biographie und gibt uns zudem die Möglichkeit, darüber zu jammern, daß es so ist.

### 3. Der Lösungsansatz

Wie können wir mit der Situation umgehen, in der wir uns vorfinden? Wie finden wir aus den Umklammerungen heraus, die uns bedrängen, die Luft abschneiden, uns vor der Zeit müde und alt machen?

Besagtem Oberarzt fiel damals im Gespräch als Lösung ein: „Ich brauche unbedingt mehr Personal. Zwei Assistenzärzte, und ich habe Luft!“ Die anderen in unserem Gesprächskreis waren skeptisch: „Wenn Sie mehr Personal bekommen, werden Sie besser und schneller operieren, es werden mehr Patienten kommen und Sie werden als nächstes mehr Belegbetten fordern. Am Ende werden Sie denselben Streß haben wie jetzt, nur auf einem höheren Aktionsniveau.“

Lösungen dieses Typs nennt Paul Watzlawick<sup>4</sup> Lösungen erster Ordnung. Sie bringen eine Menge Änderungen,

<sup>4</sup> P. Watzlawick u. a., *Lösungen*, Bern u. a. 1974; ders., *Anleitung zum Unglücklichsein*, Frankfurt 1983.

aber das sind immer nur Änderungen innerhalb des Systems. Watzlawick hat erkannt, in welchem Umfang psychische Erkrankungen nicht als individuelles Leiden zu verstehen sind, sondern als Symptom für ein krankes Milieu. Er hat den Patienten als Symptomträger einer Krankheit sehen gelehrt, die dem gesamten System zukommt, das die Probleme, die es nicht lösen kann, auf das schwächste Glied verlagert, um sich nicht ändern zu müssen. Eine solche Familie hat eine höllische Angst davor, die Spielregeln zu verändern, die man miteinander aufgebaut hat und die doch erst dazu geführt haben, daß das schwächste Glied der Kette krank wurde. Darum führen uns nur Lösungen zweiter Ordnung weiter, d. h. Lösungen, die das böse Spiel beenden, und solche Lösungen sind nur dadurch möglich, daß wir aus dem eingefahrenen Spiel aussteigen, den Systemzusammenhang sprengen.

Wer hilft mir aus dem Teufelskreis heraus?

Wie soll ich das aber machen? Mein Elend besteht doch genau darin, daß ich nicht aussteigen kann? Doch, genau an dieser Stelle ist der Ausgang aus dem Teufelskreis zu suchen, nur dort: bei mir als Mensch, als Individuum, bei meinem Ich in seiner Bedrängnis.

Es macht die Würde des Menschen aus, den Gott „wunderbar erschaffen und noch wunderbarer erneuert hat“, daß er in keinem System aufgeht. Die Situation, in der ich stecke, die mich trägt, aber auch gefangen hält, ist kein Schicksal, sondern etwas, zu dem ich das letzte Wort zu sagen habe, zu dem ich ja oder nein sagen kann. Erst danach wird die Situation eindeutig. Erst so wird aus ihr ein Stück meiner Lebensgeschichte.

Die entscheidende Frage lautet: Wo ist Gott, wenn ich mit dem Rücken an der Wand stehe? Steht er auf der Seite derer, die mir Druck machen, oder ist er bei mir in meiner Bedrängnis, steht er zu mir „in allen meinen Nöten“, auch in denen, in die ich geraten bin, weil ich Gottes Sache zu vertreten versuchte? Auch in den Nöten, in die ich geraten bin, weil ich Gottes Sache nicht vertreten habe?

Gilt die Erlösung auch für mich, in der Situation der Überforderung? Wie steht Gott zu mir? Ist er der Anwalt meiner Biographie in dem Augenblick, in dem sie schon fast alle Konturen verloren hat? Darf ich zu ihm sagen: mein Fels, meine Zuflucht, mein Befreier (Ps 18, 3)? Wenn ich das glauben kann, kann der Exodus beginnen: Der Weg aus der Knechtschaft in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. „Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns? Er hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ (Röm 8, 31f)

Es gibt nichts Schwierigeres, Riskanteres auf der Welt, als den Weg aus der Knechtschaft in die Freiheit; für die andern und auch für mich gibt es nichts Schwierigeres. Es ist immer ein Gang durch die Wüste, voller Ängste, ob es richtig war, aufzubrechen: ein Weg der Entbehrungen, der Erschöpfung und des Zweifels. Der Exodus beginnt mit der schmerzlichen Einsicht: „Jeder macht sich's, wie er's braucht.“ Nicht die andern machen mir Druck, ich mache mir Druck! Ich brauche ihn offenbar, um vor mir selbst bestehen zu können. Nicht die andern hetzen mich, ich hetze mich; ich habe die Hektik gewählt, weil ich vor einer wirklichen, d. h. wirksamen Lösung noch zu viel Angst habe.

#### 4. Schritte in die Freiheit

Darum steht am Beginn jeden Aufbruchs die Umkehr. Eine Analyse der gesellschaftlichen Faktoren meiner Situation ist nützlich, aber sie entbindet mich nicht von der bitteren Erkenntnis meiner eigenen Verstrickung in meine Situation. Und wenn ich skeptisch bin, ob mir je möglich sein wird, aus dem Teufelskreis auszubrechen, der sich durch die Schuld der anderen und durch meine Schuld aufgebaut hat und mich gefangen hält, so gibt mir die Schrift recht: „Ich unglücklicher Mensch. Wer wird mich aus diesem dem Tod verfallenen Leib erretten? Dank sei Gott in Jesus Christus unserm Herrn.“ (Röm 7, 25) Er kann uns retten. Er steht zu unserer Würde auch dort und dann noch, wo wir sie selbst aus der Hand haben gleiten lassen. Dank sei Gott, der entschlossen ist, uns aus allen unseren Nöten, den fremdverschuldeten und den selbstverschuldeten, zu erretten.

#### 4.1 Zwischen Gott und Kirche unterscheiden

Wenn Gott mein Fels ist, meine Burg und mein Erretter, dann darf ich, dann muß ich zwischen Gott und Kirche unterscheiden. In diese Unterscheidung sind wir Priester wenig eingeübt. Wir betrachten sie sogar überwiegend als gefährlich und bekämpfen sie bei den Fernstehenden, wenn sie sagen: „Gott ja – Kirche nein; Christus ja – Kirche nein.“ Tatsächlich ist ja auch diese Gegenüberstellung falsch; aber jede Häresie hat bekanntlich ihr Körnchen Wahrheit. In diesem Fall ist es sogar eine zentrale Wahrheit des Glaubens: Meine Kirche ist nicht mein Gott. Der letzte Maßstab für das, was wir tun und lassen sollen, wie wir leben und arbeiten können, ist nicht das Zweite Vatikanum, nicht die Gemeinsame Synode, nicht der Neue Codex. Der letzte Maßstab ist uns in Jesu Wort gegeben: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; dann wird euch alles andere dazugegeben.“ (Mt 6, 33)

Ich bin Priester in der Kirche, aber ich bin zugleich einer, der in Christus unmittelbaren Zugang hat zu Gott. Ich

kann zu Gott sagen: „Abba, lieber Vater.“ Und dies sage ich nur zu Gott! „Denn“, sagt Jesus, „einer ist euer Vater, der in den Himmeln.“ (Mt 23, 9) Ich bin Priester der Kirche, aber ich muß nicht nervös werden, wenn einer diese Kirche nicht gut findet. Ich muß nicht sofort in die Verteidigung gehen, sondern kann ihm in aller Seelenruhe rechtgeben; „denn“, sagt Jesus, „einer ist gut, Gott allein.“ (Mk 10, 18) Ich bin Priester der Kirche und ich bin gehalten, ihre Gesetze und Ordnungen ernst zu nehmen, aber ich bin zugleich berufen, „vollkommen zu sein, wie unser Vater im Himmel, der seine Sonne aufgehen läßt über Bösen und Guten, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5, 45).

Die Unterscheidung zwischen Kirche und Reich Gottes ist keine bibeltheologische Finesse, sondern von hoher spiritueller und praktischer Bedeutung für mich als Priester. Sehr schlicht und zugleich sehr selbstbewußt hat dies in einem Gesprächskreis einmal ein norwegischer Priester ausgedrückt: „Ich bin kein Diener der Kirche. Ich bin ein Diener Christi in der Kirche.“ Das ist ein gewaltiger Unterschied! Denn nun besitze ich ein Kriterium, einen Maßstab, der größer ist als die Kirche, gültiger, bleibender als die Kirche; denn sie gehört zu dem, was vergeht, wenn Gott selber kommt. Sie ist in einem fundamentalen Sinn vorläufig zu diesem Kommen Gottes. Deshalb gibt uns erst das Reich Gottes, um dessen Kommen wir täglich bitten, die Maßstäbe, um die Spielregeln zu überprüfen, denen wir in der Kirche gehorchen, die Erwartungen abzuschätzen, denen wir uns ausgesetzt sehen: „Geht es mir denn um die Zustimmung, oder geht es mir um Gott? Suche ich etwa Menschen zu gefallen? Wollte ich noch den Menschen gefallen, dann wäre ich kein Knecht Christi.“ (Gal 1, 10) Ich werde bei aller grundsätzlichen Loyalität gegenüber der Kirche und der Gemeinde, zu der ich gehöre, im Letzten furchtlos und frei, mit Paulus zu sprechen: „Mir macht es allerdings nichts aus, wenn ihr oder ein menschliches Gericht mich zur Verantwortung zieht. Ich urteile auch nicht über mich selbst . . . Der mich richtet, ist der Herr.“ (1 Kor 4, 4)

#### 4.2 Im Heute Gottes leben

Eine Pastoral im Horizont der Gottesherrschaft befreit uns zu einem neuen Umgang mit der Zeit. Denn „mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mann Samen auf seinen Acker sät; dann schläft er und steht wieder auf, es wird Nacht und wird Tag, der Samen keimt und wächst, und der Mann weiß nicht, wie“ (Mk 4, 26f). Im Horizont der Gottesherrschaft entlarvt sich alle Hektik in der Seelsorge als das, was sie in Wahrheit ist: ein Tribut an den Zeitgeist, an den Mythos der Leistung, der Allzuständig-

keit, der unser Bewußtsein behext, so daß wir immer von der Angst beherrscht sind, was wir nicht tun, sei nicht getan. Wer glauben kann, kann schlafen wie Johannes XXIII., der Bauer auf dem Stuhl Petri. Von ihm stammt das wunderbare Wort: „Der Herr wird denen entgegenkommen, die ihre Pflicht tun mit Ruhe, Würde und Geduld, ohne sich den Kopf heiß zu machen wegen der Dinge, die morgen oder in Zukunft geschehen könnten.“<sup>5</sup>

Wer mit dem Kommen der Gottesherrschaft rechnet, kann sich leisten, auch einmal nicht da zu sein. Er wird es auch den andern zumuten, und sie werden darüber selbständig werden. Wer mit dem Entgegenkommen des Herrn rechnet, gewinnt den Mut, dort Grenzen zu setzen, wo seine eigene Verfügbarkeit am Ende ist: „Ich habe jetzt eine Stunde Zeit für Sie.“ Nach dieser Stunde entläßt er den andern in die Hand Gottes hinein, ohne Furcht, etwas zu verpassen. Eine Seelsorge im Horizont der Gottesherrschaft befreit uns zu einem erlösten Umgang mit der Zeit: „Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug eigene Plage.“ (Mt 6, 34)

Darum sind wir unserer Zeit das Zeugnis eines anderen, alternativen, eines erlösten Umgangs mit der Zeit schuldig. Natürlich können wir das nicht als einzelne schaffen. Aber unsere Gemeinden sollten Orte sein, an denen wir einen alternativen Umgang mit der Zeit einüben; Orte, an denen wir einander die falsche Sorge um die Zeit ausreden, einander ermutigen, uns nicht um den morgigen Tag zu sorgen, sondern im Heute Gottes zu leben.

#### Die Liturgie als Ort der Einübung

Erster Ort der Einübung dieses alternativen, gesellschaftskritischen Umgangs mit der Zeit ist die Liturgie, die heilige Zeit, die wir miteinander vor Gott verbringen, in dessen Händen unsere Zeit ruht<sup>6</sup>. Deshalb wirkt sich die Hektik der Priester nirgends verheerender aus als in der Hast unserer Gottesdienste, in der Pseudopräsenz, in der wir unser Vorsteheramt in der Eucharistiefeyer ausüben, schon auf dem Sprung, die nächste Eucharistie in der anderen Pfarrei zu halten, die zweite Weihnachtsmette, die zweite Osternacht, die nächste Firmung an diesem strapaziösen Vormittag. Es bleibt liturgischer Etikettenschwindel, wenn wir als Vorsteher solcher Feiern nicht mehr zu feiern verstehen. Wenn wir nur noch für andere Weihnachtsmetten halten, aber selber nicht mehr Weihnachten zu feiern vermögen.

Ich kann mich gut entsinnen, wie ich als Kaplan einmal vor dem Osterhochamt, als der Pfarrer den zweiten Meß-

<sup>5</sup> Johannes XXIII., Worte der Zuversicht, Freiburg 1974.

<sup>6</sup> Vgl. W. Thissen, Der Augenblick ist mein. Für einen menschlichen Umgang mit der Zeit, Freiburg 1984.

diener zusammengebrüllt hatte, die Dalmatik ablegte und mit zitternder Stimme sagte: „Herr Pastor, noch ein solcher Ausfall, und Sie müssen das Dreierherrenamt ohne mich halten.“ Ich wußte, daß es die reine Erschöpfung war, was ihn regelmäßig an den Feiertagen aus der Fassung geraten ließ. Aber so kann man nicht feiern. So können wir Christus in der Gemeinde nicht repräsentieren. So können wir nicht eine Ahnung davon vermitteln, was das Reich Gottes ist, und das wäre doch der Sinn der Liturgie.

#### 4.3 Einen neuen Umgangsstil wagen

Seelsorge im Horizont der Gottesherrschaft macht uns frei – nicht nur für das Jetzt, sondern auch für das Hier. Das Reich Gottes gibt es nicht irgendwo. „Man kann nicht sagen: Seht, hier ist es! oder: Dort ist es! Denn: das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ (Lk 17, 21) Es ereignet sich unter meinen Augen, vor meinen Füßen – oder überhaupt nicht; in dem Umgangston, in dem Umgangsstil, in der Aufmerksamkeit, die wir füreinander aufbringen, so wie Jesus den Menschen, die ihm begegnet sind, durch die Weise, wie er mit ihnen umging, „aufgehen“ ließ, wer Gott ist. So wurde er zur Offenbarung Gottes: für den Zachäus im Baum, für die Ehebrecherin im Kreis der Schriftgelehrten, für die blutfüßige Frau in der Masse, für die Sünderin, die ihm im Haus des Simon die Füße wäscht: in der Weise, wie er mit diesen Menschen umgeht, macht er offenbar, wer Gott für sie ist<sup>7</sup>.

Pfarrer Honsel erzählt, er habe bei seiner ersten Sitzung mit dem Pfarrgemeinderat in Ibbenbüren erklärt, er werde von dem Vetorecht, das ihm als Pfarrer zustehe, niemals Gebrauch machen; denn er gehe davon aus, daß in diesem Kreis, wenn man ernsthaft miteinander über eine Frage nachgedacht hätte, kein Beschluß fallen würde, der gegen den Glauben und die Sittenlehre der Kirche verstößt oder ihn, den Pfarrer, zu etwas zwingen könnte, was seinem Gewissen widerspricht. Dieser Vorschub an Vertrauen hat das Eis gebrochen. Dadurch hat Pfarrer Honsel nicht nur für sich Vertrauen und Autorität in dieser Gemeinde gewonnen; dadurch hat er erlebbar gemacht, wer Gott ist und wie Gott zur Herrschaft kommen will, nämlich dadurch, daß niemand mehr über den anderen herrscht, weil die Liebe herrscht<sup>8</sup>.

Die Angst, den kürzeren zu ziehen, läßt uns Sicherheit suchen, Abstand halten, Vorleistungen erwarten, statt „im Namen des Herrn“ die Armut zu wagen, die Jesus seligpreist, weil sie uns in einen wunderbaren Prozeß

<sup>7</sup> Vgl. R. Zerfaß, Jesu Umgangsstil als Maßstab der Seelsorge, in: *Diakonia* 14 (1983), 230–243.

<sup>8</sup> B. Honsel, *Der rote Punkt*, Düsseldorf 1983; Vgl. auch R. Zerfaß, Predigt und Gemeinde, in: *Trierer Theologische Zeitschrift* 92 (1983), 89–104.

wechselseitiger Befreiung hineinführt, sobald wir erst die Erfahrung machen, wieviel wir selbst geschenkt bekommen, wenn wir erst darauf verzichten können, immer selbst zu geben; wenn wir fähig werden zu entdecken, als Geschenk für uns zu empfangen, was sie zu geben haben. Denn Geben ist tatsächlich seliger als Nehmen. Man kann einen Menschen nicht glücklicher machen, als wenn man ihm die Chance einräumt, zu geben, was er zu geben hat. Man kann ein Kind, einen Jugendlichen in seinem Wachstum nicht mehr fördern, als wenn man sich ernsthaft von ihm beschenken läßt in dem, was dieses Kind, was dieser Student, was dieser Praktikant zu geben hat (Würzburger Lehrerfahrungen). Nur wenn dieses Wechselspiel in Gang kommt, ereignet sich ja das Wunder Gottes, das wir Gemeinde nennen: das Klima des Wohlwollens, des Respekts vor der Würde jedes einzelnen, das die Begabungen herauslockt, die in jedem stecken, die er nur aus Angst bei sich verborgen hält, sie könnten nicht genügen. Die Gemeinde ist ja nicht schon da. (Die Pfarrei ist da.) Die Gemeinde kann man auch nicht machen. Sie ist unverfügbar, ein Geschöpf des Geistes Gottes, das nur entstehen kann, wenn wir wechselseitig dem Wirken des Geistes Raum geben, die Gaben des Geistes entdecken und achten, uns aufeinander einlassen, wie Jesus sich auf uns eingelassen hat.

Nicht der einzelne ist das Licht, sondern dieses neue Milieu, das wir Gemeinde nennen: „Ihr seid das Licht der Welt.“ (Mt 5, 14) Jesus spricht im Plural: „So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen.“ (Mt 5, 16) Diese guten Werke kann man nämlich nicht allein tun, nur zusammen; denn darin genau besteht das Wunder der Erlösung, daß Menschen sich zusammentun können, ohne sich zu beschädigen, sondern in einer Weise, in der sie einander zu ihren verborgenen Möglichkeiten befreien<sup>9</sup>.

#### 4.4 Sich dem Leben öffnen

Dieser Überfluß ist auch mir, dem Priester, zgedacht; ich muß nur lernen, mich ihm zu öffnen. Das Schleusentor ist die Emotionalität, das Herz – nicht der Kopf. Wieviel von dem Besten an uns hat sich gerade nicht vom Kopf her entwickelt, nach Plan, nach Vorschrift, sondern rein zufällig, weil dieses Tor offen stand, allen erzieherischen Plänen und Kontrollen zum Trotz?

Jeder von uns weiß, daß sich unser Verhältnis zu Kindern in dem Maß löst, als wir dem Kind in uns Raum geben,

<sup>9</sup> Vgl. R. Zerfuß, Gemeinde als Ort der Hoffnung, in: *Diakonia* 15 (1984), 32–41; ders., Ein Arbeitspapier zur Aktivierung basiskirchlichen Bewußtseins in unseren Pfarr- bzw. Kirchengemeinden, in: N. Mette (Hrsg.), *Wie wir Gemeinde wurden*, München 1982, 16–23; ders., Seelsorge als Gastfreundschaft, in: *Diakonia* 11 (1980), 293–305.

und daß wir aus solchem Umgang mit einem Kind erleichtert und irgendwie zuversichtlich herausgehen. Hand aufs Herz: Wann haben wir das letzte Mal gespielt – ganz egal, ob Fußball, Klavier oder Malefiz? Wann waren wir das letzte Mal in einem Konzert? Wann haben wir den letzten Roman gelesen, zweckfrei, aus reiner Lust, ohne Verwertungsabsichten? Ein Buch vom Leben, saftig, widersprüchlich, witzig wie Alexis Sorbas?

Es gibt eine mittelalterliche Buchmalerei zu Psalm 42, 4: *quare tristis es anima mea?* Da hockt die arme Anima „ausgesetzt auf den Bergen des Herzens“ (R. M. Rilke) und weint, weil sie nicht leben darf, weil sie nicht singen darf, weil all die kleinen Dinge, die ihr wichtig sind, nicht mehr wichtig sein sollen. Wieviel an untergründiger Mißstimmung, an mangelndem Schwung und verschleppter Traurigkeit im Leben eines Priesters hängt damit zusammen, daß er seine Anima in sich mißhandelt? Es gibt ja nicht nur das Kind im Manne; es gibt auch die Frau im Manne (und den Mann in der Frau). Ein ganzer Mensch können wir – das ist eine der bleibenden Einsichten der Tiefenpsychologie C. G. Jungs – nur werden in dem Maß, als wir, besonders in der zweiten Lebenshälfte, die gegengeschlechtlichen Anteile in uns zum Zug kommen lassen<sup>10</sup>. Das ist nicht als billiger Trost für Zölibatäre gemeint, sondern auch eine elementare Voraussetzung dafür, daß Ehen in der zweiten Lebenshälfte nicht verkümmern. Aber deshalb können wir umgekehrt die Kultivierung der Emotionalität auch nicht den Eheleuten empfehlen, und uns selber verkommen lassen.

Jesus ist gekommen, damit wir das Leben haben, und zwar in Fülle (Joh 10, 10). Das gilt auch für uns, die er seine Freunde genannt hat. „Amen, ich sage euch: Jeder, der um meinetwillen und um des Evangeliums willen Haus oder Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder oder Äcker verlassen hat, wird das Hundertfache dafür empfangen.“ (Mk 10, 29) Wer von uns den Eindruck hat, diese Verheißung sei an ihm vorübergegangen, muß wissen, daß etwas bei ihm nicht richtig läuft. Er hat die Umkehr noch vor sich. „Denn Gottes Sohn Jesus Christus . . . ist nicht Ja und Nein zugleich, sondern in ihm haben alle Verheißungen Gottes ihr Ja gefunden.“ (2 Kor 1, 19)

#### 4.5 Alle Furcht ablegen

Über dem Deutschen Katholikentag 1984 stand das Motto: „Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt.“ Das ist ein Wort des Priesters und Märtyrers Alfred Delp. Es ist eine Einladung auch an uns Priester, eine Herausforderung

<sup>10</sup> J. Jakobi, *Die Psychologie von C. G. Jung*, Zürich <sup>5</sup>1959, 168–192. Dazu neuerlich E. Drewermann, *Psychoanalyse und Moralthologie*, 2 Bde., Mainz 1982, I, 35f.

auch für uns. Wenn wir es nicht für uns gelten lassen können, werden es die anderen uns auch nicht abnehmen, können sie es auch für sich nicht glauben. Dies gilt besonders für den Bereich, in dem das Leben am tiefsten gefährdet ist, wo es deshalb auch am meisten Vertrauen braucht: wenn das Leben scheitert, wenn wir schuldig werden.

Wenn nicht alles täuscht, rührt die Leblosigkeit, unter der wir als Priester leiden, auch daher, daß wir fürchten, schuldig zu werden, wenn wir mehr Leben wagen. Und wir haben recht mit dieser Befürchtung. Das Leben ist riskant; es ist irrational und widersprüchlich. Es wird nicht nur meine starken Seiten, sondern auch meine dunklen Möglichkeiten freisetzen. „Der Weg wird dich deine Illusionen, deine Sicherheiten und deine Unschuld kosten.“ (Sh. B. Kopp.) Du kannst deine Unschuld bewahren, indem du daheim bleibst, aber nur um den Preis, daß du nicht lebst. Und das wird dann deine Schuld sein: daß du wie der Knecht im Gleichnis dein Leben in der Erde vergraben hast (Mt 25, 14–30). Wenn wir dem Leben nicht trauen, obwohl Gott es mit uns wagt, trauen wir dem Gott nicht, der uns in dieses Leben hineingestellt hat, obwohl es riskant ist. Zum Glauben selber gehört deshalb die Bereitschaft, dieses Leben in seinen Ambivalenzen, in seinen Krisen und Brüchen anzunehmen.

Die besonderen Schwierigkeiten der Kirchenmänner: der Primat von Logik und Recht

Zu unserer Entlastung sei eingeräumt, daß wir als Theologen und Kirchenmänner hier unsere besonderen Schwierigkeiten haben. Das muß mit unserem Kopf zusammenhängen, mit der Logik einer Männerkirche, die erst (und schon) zufrieden ist, wenn alles auf dem Papier stimmt: nach den Regeln der Logik und des Rechts. Nicht nur der einzelne Priester, sondern auch unsere Kirche tut sich unendlich schwer, mit ihrem Schatten zu leben: mit der Last ihrer historischen Schuld in jedem Jahrhundert, auch in dem unseren; mit der Tatsache, daß sie als Kirche der nördlichen Hemisphäre wirtschaftlich, politisch und bewußtseinsmäßig in das himmelschreiende Unrecht verstrickt ist, das wir der Dritten Welt antun; sie tut sich schwer mit der Versöhnung mit denen, von denen sie sich desavouiert fühlt: mit den Geschiedenen, mit den laisierten Priestern. Sie hat in geradezu beklemmender Weise das Moment des Tragischen in der menschlichen Existenz verleugnet<sup>11</sup>, das Dilemma unlösbarer Konflikte, in die

<sup>11</sup> Vgl. *Drewermann* I, 19–79; II, 77–138. Diese außerordentlich mutigen und befreienden Überlegungen Drewermanns verdienten ausführlich von Seelsorgern diskutiert zu werden! Vgl. auch *R. Zerfaß*, *Der Seelsorger – ein verwundeter Arzt*, in: *Lebendige Seelsorge* 34 (1983), 77–82; *V. Kast*, *Chancen des Scheiterns*, in: *P. M. Pflüger* (Hrsg.), *Grenzen in Seelsorge und Psychotherapie*, 1982, 45–63.

ein Mensch geraten kann, und so gerade die im Stich gelassen, die ihre Solidarität am meisten nötig hätten. Nur einmal im Jahr, in der Osternacht, wagt sie laut zu sagen, daß es auch die „felix culpa“ gibt, geben kann, weil es Gott gibt!

Wir sind hier wie Leute, die unter einer doppelten Behinderung leiden: als Männer und als Theologen sind wir in einer Weise von der Stimmigkeit unserer moraltheologischen Argumente und der Lückenlosigkeit unserer kirchlichen Gesetzgebung abhängig, daß uns die souveräne Inkonsequenz Gottes nur Probleme schafft, statt daß wir uns an ihr freuen und von ihr erlösen lassen könnten.

### Die mütterliche Unvernunft Gottes

Dank dieser mütterlichen Unvernunft Gottes, dank dieser Torheit, die weiser ist als die Weisheit von uns Menschen, gelingt es diesem Gott hin und wieder, selbst unsereins aus dem verzweifelten Zirkel herauszuführen, in den wir uns aus Angst verstricken. So lesen wir bei Johannes Tauler († 1361): „Das Pferd macht den Mist in dem Stall, und obgleich der Mist Unsauberkeit und üblen Geruch an sich hat, so zieht doch dasselbe Pferd denselben Mist mit großer Mühe auf das Feld; und daraus wachsen der edle schöne Weizen und der edle süße Wein, die niemals so wüchsen, wäre der Mist nicht da. Nun, dein Mist, das sind deine eigenen Mängel, die du nicht beseitigen, nicht überwinden noch ablegen kannst, die trage mit Mühe und Fleiß auf den Acker des liebevollen Willens Gottes in rechter Gelassenheit deiner selbst. Streue deinen Mist auf dieses edle Feld, daraus sprießt ohne allen Zweifel in demütiger Gelassenheit edle, wonnigliche Frucht auf.“<sup>12</sup> Worte eines Priesters über die menschliche Situation des Priesters runde 600 Jahre alt!

Ob sich irgend etwas ändern wird, hängt einzig davon ab, ob der erste Schritt an der richtigen Stelle gewagt wird<sup>13</sup>.

<sup>12</sup> J. Tauler, Predigten I, Einsiedeln 1979, 43f.

<sup>13</sup> Vgl. die Kurse von Rektor Hans Wittmann, Haus Werdenfels, 8411 Eichhofen (bei Regensburg), die in vernünftiger Weise Seelsorgsplanung mit spiritueller Lebensorientierung verbinden; ferner die geistlich orientierten Kurse für Selbsterfahrung, wie sie angeboten werden von P. Thomas Kaschten (Luxemburg/Kath. Akademie Trier), P. Dr. Karl Frielingsdorf SJ (St. Georgen, Offenbacher Landstraße 244, Frankfurt), Sr. Dr. Josefine Heyer (Weinbergsweg 60, 6380 Bad Homburg) sowie beim Institut für Missionarische Seelsorge (IMS) Frankfurt, Waldschmidtstraße 42a, und beim Theologisch-Pastoralen Institut (TPi), 6500 Mainz, Dagobertstraße 1a.